

Spielraum Stadt – kritische Anmerkungen zu den Herausforderungen an das pädagogische Handeln

Bernhard Schoch

Vorbemerkung: die Gefahr der Instrumentalisierung von Spiel

Es stellt ein heikles Unterfangen dar, das Thema des Workshops „Spielraum Stadt“¹ und der damit verbundenen (spiel-)pädagogischen Implikate mit dem Thema des Kongresses und dem dahinter vermuteten Motiv, Kinder wieder mehr in Bewegung zu bringen durch unterschiedliche Formen erzieherischer und politischer Einflussnahme, zusammen zu bringen. Steht doch kindliches Spielen nach wie vor und gerade im professionellen Kontext in der Gefahr für erzieherische und andere Zwecke instrumentalisiert und missbraucht zu werden. Spielen wird dann allein unter dem Aspekt seiner Brauchbarkeit für außerhalb des Spielens liegende Aufgaben und Ziele wie beispielsweise dem Lernen gedeutet und entsprechend gefördert, gleichsam „angewendet“ (vgl. hierzu kritisch: RENNER 1997, 48-52, oder moderater: FRITZ 1993, 14-18). Bezogen auf das Thema des Kongresses wäre demzufolge zu befürchten, dass Kinder durch entsprechende Gestaltung spielpädagogischer Angebote dazu gebracht werden sollen, sich wieder mehr und vielfältiger zu bewegen, was dabei vor allem durch die Überlegung motiviert sein könnte, dass Bewegung der Entwicklung der Kinder und letztendlich der Gesellschaft dienlich ist. Und bezogen auf das Thema meines Artikels würde sich der spielpädagogische „Imperialismus“ darin zeigen, dass man mit dem eben genannten Motiv nach Möglichkeiten spielerischer Bewegungsmöglichkeiten für Kinder in urbanen Räumen sucht.

Demgegenüber gilt es jedoch im Zeichen von Lebensweltorientierung der Sozialpädagogik im Bereich der Kinder- und Jugendhilfe seit dem Achten Jugendbericht (BMJFFG 1990, vgl. auch THIERSCH 1993) und im Zuge neuerer spielpädagogischer Theoriediskurse (EINSIEDLER 1994, FRITZ 1993, HEIMLICH 1993, SCHÄFER 1986 u. 1989) den *subjektiven Sinn*, den Kinder als Adressaten spielpädagogischer Bemühungen ihrem Spielen geben, zu würdigen, der *Komplexität* von Spiel auch im spielpädagogischen Handeln zu entsprechen und Spielpädagogik als *Pädagogik des „entpädagogisierten“ Spiels* zu deuten und zu praktizieren. Das heißt unter anderem *Spielräume* und deren *Rahmenbedingungen* in den Blick zu nehmen und diese unter Beachtung der

¹ Der Begriff „Spielraum“ wird im direkten als auch im übertragenen Sinne verwendet: (a) als objektiv gegebenes materiales und soziales Umfeld und (b) als Feld der Möglichkeiten, das den Akteuren offen steht.

grundsätzlichen Maxime der *Partizipation* von Kindern und Jugendlichen so zu gestalten, dass Kinder und Jugendliche in diesen Räumen „ihr“ Spiel spielen können. Es ist also, in anderen Worten, der Versuchung vorzubeugen, den für Kinder spezifischen „spielerischen“ Zugang zur Welt zu kolonialisieren, d.h. aus pädagogischem Interesse heraus eine Lebensäußerung zu „verzwecken“, die vor allem dadurch charakterisiert ist, dass sie bei Kindern eigentlich keinem äußeren Zweck dient, sondern in aller erster Linie aus sich selbst heraus motiviert ist (vgl. SCHÄFER 2001, 1807).

Der Versuch der Beantwortung der Fragen nach dem Aussehen des urbanen Spielraumes und des Spielens der Kinder und Jugendliche darin sowie nach den Konsequenzen für das (spiel-) pädagogische Handeln ist Inhalt der folgenden Überlegungen.

Spielraum Stadt: Zumutungen und Möglichkeiten

Max VON DER GRÜN schildert in seinem berühmten Jugendbuch „Vorstadtkrokodile“ (1976) den für das damalige Ruhrgebiet typischen städtischen Spielraum einer Gruppe von „Kids“² auf folgende Weise:

„Das alte Ziegeleigelände, auf dem sie standen und das seit Jahren verlassen lag und ihnen manchmal als Spielplatz diente – Tafeln warnten zwar vor dem Betreten des Geländes –, war etwa zwei Kilometer von der Papageiensiedlung entfernt, in der sie alle wohnten. Das Ziegeleigebäude bot einen trostlosen Anblick, die Fensterscheiben im alten Bürogebäude waren längst zerbrochen, die Mauern waren morsch, die Dächer löcherig, und wenn ein Sturm tobte oder ein schweres Gewitter, dann fielen Dachpfannen auf die Erde. Es war nicht ungefährlich, in der Ziegelei zu spielen. Schon vor Jahren hätten die Gebäude abgerissen werden sollen, es hieß, auf dem Gelände werde ein Supermarkt errichtet, aber bislang war noch nichts passiert. Daß die Krokodiler da spielten, lag einfach daran, dass sie nirgendwo einen geeigneten Spielplatz fanden. In den Vor- und Hintergärten ihrer Siedlung war es verboten und auf der Straße zu spielen war noch gefährlicher. Und wenn sie doch einmal in den Gärten spielten, dann hieß es nur: Ihr macht ja den Rasen kaputt... jetzt ist schon wieder alles schmutzig. An die Papageiensiedlung grenzte ein kleiner Wald, er wurde „Kleine Schweiz“ genannt, aber niemand wußte, woher der Name kam. Dort spielten sie vor allem, und dort hatten sie auch aus Ästen und Reisig eine Hütte gebaut. Der Förster sah es nicht gerne, aber er verjagte sie auch nicht, weil sie keinen Schaden anrichteten.“ (1976, 14f).

² BÖHNISCH (1993) verwendet diesen Begriff, um die Gruppe von Heranwachsenden im Alter zwischen 9 und 14 Jahren zu bezeichnen, die im engen Sinne keine Kinder mehr, aber auch noch keine wirklichen Jugendlichen sind (ebd., 134). Es handelt sich dabei um „Lücke-Kinder“, die zum einen aus den klassischen Angeboten für kleinere Kinder entwachsen sind, die aber für die Angebote für Jugendliche doch noch zu klein sind.

Diese Beschreibung hat nichts an Aktualität und an exemplarischer Potenz eingebüßt, wird in ihr doch die Ambivalenz des urbanen Spielraumes zwischen Begrenzung, Risiko und Zumutung auf der einen Seite und auf der anderen Seite dem Bemühen und der Kompetenz von Heranwachsenden, darin dennoch Freiräume für „ihr“ Spiel zu finden, deutlich. Zunächst zu den Zumutungen.

Bei den Vorstadtkrokodilen ist das Spielen in den öffentlichen und den privaten Räumen der Stadt „verboten“, „gefährlich“ oder zumindest „nicht gern gesehen“ (vgl. oben). FRITZ (1993) beklagt siebzehn Jahre später, dass die Veränderungen des städtischen Lebensraums in den vergangenen Dekaden zu „erheblichen Beeinträchtigungen der Spiel- und Lernmöglichkeiten von Kindern auf der Straße“ geführt hätten (ebd., 55) durch

- die Einschränkungen und Gefährdungen des Spielraums auf der Straße durch die Zunahme des Autoverkehrs,
- die Verminderung von direkten Erfahrungen der Natur und deren Substituierung durch virtuelle, mediale Erfahrungen,
- die soziale und funktionale Entmischung und Segmentierung und die auf diese Weise erschwerte Erkennbarkeit gesellschaftlicher Zusammenhänge,
- „Verhäuslichung“ und „Verinselung“ des Kinderlebens mit Rückgang der Kontakte innerhalb von Gleichaltrigengruppen bei gleichzeitiger Zunahme von Erwachsenen-Kind-Interaktion,
- zunehmende Zeitzwänge aufgrund durchgeplanter Tages- und Wochenprogramme,
- den Ersatz spontaner, naturwüchsiger Spielmöglichkeiten auf der Straße durch gesellschaftlich organisierte und darin segregierte Spielräume (vgl. ebd., 54ff).

MEYER (1984) kommt angesichts dieser Segregation der Spielräume, also angesichts ihrer sozialen und räumlichen Ausgliederung aus der Erwachsenenwelt in Form von „Spielplätzen“ oder – wie FRITZ (1992, 116) es nennt – „umzäunter Spielghettos“ zu folgendem Urteil: „Angesichts der (sowohl objektiven als auch und gerade der subjektiven, B.S.) Bedeutung des Spielens für Kinder müssen Entwertungsprozesse konstatiert werden.“ (ebd. 597). Er kritisiert ferner, dass „herrschaftsverdünnte oder herrschaftsfreie Zonen“ (ebd., 603) wie beispielsweise das alte Ziegeleigebäude der Vorstadtkrokodile, also „Rückzugsgebiete, wo man noch unbeobachtet“ (ebd.) und vor dem Zugriff der Erwachsenen einigermaßen sicher ist, kaum noch vorhanden sind. Hinzu kommt, dass die Räume der Stadt entweder private oder öffentliche Räume sind und als solche rechtlich „verregelt“ sind. Dies zusammen erschwert das freie, geheime und unbeobachtete Spielen der Kinder deutlich, wenn es nicht hier und da ganz verhindert wird (vgl. ebd., 598 u. 603 sowie FRITZ ebd., 117).

Der städtische Lebensraum wird also in aller erster Linie entlang der Interessen und Bedürfnisse der Erwachsenen geplant und gebaut und ist hierin, worauf BÖHNISCH (1993, 255f) hinweist, einseitig ökonomisch ausgerichtet.³ In solchen Räumen werden die Bedürfnisse von Heranwachsenden übergangen, diese selbst ausgegrenzt, nimmt die Entwertung von Kindheit und Jugend materiale Formen an und wird die Herausbildung eines positiven Selbstwertgefühls bei Kindern und Jugendlichen erschwert.⁴ BÖHNISCH betont dabei aber den ambivalenten Charakter des städtischen Lebensraumes, der nicht nur Zumutungen bereithält, sondern auch Chancen und Optionen, gerade in dieser Ambivalenz jedoch oft auch wieder eine Zumutung an Heranwachsende darstellt.⁵ Neben die oben dargestellte strukturelle, „passive Kinderfeindlichkeit“ (BRAUNMÜHL nach MEYER 1984, 603), die Kinder und Jugendliche eher sublim erspüren, tritt erschwerend das aktiv kinderfeindliche Handeln mancher Erwachsener, die dem Spielen von Kindern und vor allem auch dem von Jugendlichen, das für sie oft als Provokation erlebt wird (und das auch durchaus bisweilen mit dieser Absicht verbunden ist), mit Unverständnis und Verärgerung sowie mit entsprechender Abwehr und Unterdrückung begegnen.

Nun erschließen sich Kinder und Jugendliche ihren Zugang zur Welt und zu ihrem Leben über die sukzessive Erweiterung ihres Sozialraumes, also über die tastende, experimentierende, bisweilen auch spielerische Aneignung der ihnen zugänglichen oder von ihnen zugänglich machbaren sozialen und materialen Räume. Und sie waren hierin immer auch schon anarchistisch genug, die wie oben beschrieben strukturierten Räume dort, wo ihnen der Frei-Raum dazu gegeben ist oder wird, in ihrem Sinne umzufunktionieren. „Es ist bewundernswert, dass die Kinder gleichwohl noch die kleinsten Nischen ausmachen, um zu „ihrem“ Spiel zu finden“ schreibt FRITZ (1992, 117) und zählt folgende Beispiele „neuer“ Spiele von Kindern im Spielraum Stadt auf (vgl. 1993, 56f):

³ MEYER (vgl. 1984, 599f) sieht die Orientierung an kapitalistisch-marktwirtschaftlichen Erfordernissen und die Industrialisierung als Ursache für weitreichende und in ihren Auswirkungen auf das menschliche Zusammenleben ungünstige Veränderungen in den Städten, die auch nicht vor den Kindern halt macht.

⁴ BÖHNISCH pointiert in diesem Zusammenhang die Frage nach den Ursachen von Aggressivität und Jugendkriminalität: für ihn lässt sich vor dem Hintergrund jener Ausgrenzung diese Kriminalität als Produkt eines „Aufschaukelungsprozesses von sozialräumlich erfahrener (struktureller, B.S.) Gewalt, jugendlicher Reaktion und öffentlicher Sanktion“ (257) deuten.

⁵ Ambivalent und darin zumutend sind beispielsweise die Gegensätze zwischen der „konsumglitzernden City“ und der anregungsarmen Wohnumwelt, zwischen dem Aufforderungscharakter städtischer Lebensqualität und der oftmals beschränkten sozialen und materiellen Möglichkeiten vieler Heranwachsender, zwischen der durch die städtische Anonymität möglich gewordene Vielfalt jugendkultureller Stile und dem Fehlen von sozialer Kontrolle als Filter bevor staatliche Intervention und Sanktion zum Zuge kommt (vgl. BÖHNISCH ebd., 183).

- Von Brücken auf Autodächer spucken
- Bei Rot über die Ampel laufen
- Automarken nach Geräusch erraten
- Vorbeifahrende Autos mit Schneebällen bewerfen
- Mercedessterne pflücken

Die von FRITZ genannten Beispiele lassen den anarchistisch-rebellischen und mithin riskanten Charakter der Spiele, ja des Handelns überhaupt erahnen, mit denen Kinder und Jugendliche auf Ausgrenzung und Entwertung in den urbanen Räumen antworten. So können laut HEIMLICH (1993) Befragungen und Beobachtungen von Kindern in städtischen Lebensräumen ohne weiteres zeigen, dass „Kinder am häufigsten außerhalb der Spielflächen zusammenkommen, die wir (Erwachsenen, B.S.) für sie vorgesehen haben“ (ebd., 67). Er führt unter anderem Wettrennen mit Einkaufswägen in Supermärkten, das Sitzen auf dem Handlaufband von Rolltreppen oder das geheime Versammeln um kleine Lagerfeuer hinter Büschen einer Industriebrache als Beispiele auf und verweist darauf, dass für Kinder auf diese Weise „kinderfeindliche Lebensräume wie Einkaufsstraßen und Industriegebiete einen Spielwert (gewinnen), der allerdings häufig gegen die Raumnutzungsregeln und Raumwächter der Erwachsenen erobert werden muß.“ (ebd.). Auch die „Kids“ der Krokodil-Bande spielen in der verlassenen Ziegelei und im nahe gelegenen Wäldchen ihre abenteuerlichen und bisweilen riskanten Spiele (vgl. VON DER GRÜN, a.a.O.).

Diese Kompetenz von Kindern betont in gleicher Weise FLEMMING (1992) und sie beschreibt verschiedenste Spiele, die sie in Städten beobachten konnte: Klettern auf baulichen Elementen wie Pollern, Mauern, Treppen, Fahrradständern, Verstecken zwischen den Bänken von Kirchen, hinter den Säulen von Museumseingängen, zwischen den Kleiderständern in Kaufhäusern, Fahrzeuge wie beispielsweise Watschelenten, Spielzeugautos, Einkaufswägen, Skateboards benutzen, mit Wasser spielen in Regenpfützen und Springbrunnen, mit unterschiedlichen, in der Stadt zugänglichen Materialien hantieren wie zum Beispiel Ästen von Alleebäumen, Sand oder Steine von Baustellen, Rindenmulch und Blumenerde aus den Rabatten der Stadt.

Gleichwohl bleiben urbane Spielräume oft „klägliches Ersatz“ (FLEMMING ebd., 130) für anregungsreichere Räume, bleiben die Möglichkeiten dort weit hinter dem zurück, was Kinder in anders strukturierten Räumen an Spielmöglichkeiten finden könnten. Wie angesichts dieses Befundes die Forderungen an das (spiel)pädagogische und politische Handeln aussehen, ist Inhalt des letzten Abschnittes.

Aufgaben für (spiel-)pädagogisches und politisches Handeln

Weil in neueren, z.B. ökologisch-systemischen theoretischen Ansätzen zum Spiel der Kinder und Jugendlichen (SCHÄFER 1986 u. 1989, EINSIEDLER 1994, HEIMLICH 1993) dieses gedeutet wird als ein Handeln, das immer auch von den Räumen, in denen es

sich entwickeln soll, beeinflusst wird, es also durch diese Räume befördert oder auch behindert werden kann, und weil zweitens die Gestaltung von sozialen und materialen Räumen in Demokratien immer die Zusammenarbeit unterschiedlicher Interessensgruppen und die Verständigung über gemeinsam tragbare Kompromisse erfordert, müssen sich spielpädagogisch tätige Erwachsene im Zusammenhang mit der Begleitung von Spielprozessen auch immer politisch verstehen und in diesem Sinne tätig werden (vgl. FRITZ 1993, 95f). Das bedeutet zunächst generell dafür einzutreten, das Bewusstsein für die fundamentale Bedeutung freien Spielens für Heranwachsende zu wecken und zu festigen sowie insbesondere sich in den entsprechenden Gremien und Gruppierungen (Gemeinderat, Kreisrat, Elterninitiativen, pädagogische Institutionen,...) für die Schaffung angemessener Spielräume einzusetzen.

Hinsichtlich des sozialräumlichen Ziels solcher politischer Bemühungen herrscht mittlerweile in der Fachwelt ein breit getragener Konsens (vgl. z.B. LAU u.a. 1997, MEYER 1999, ZACHARIAS 1992, DEUTSCHES KINDERHILFSWERK 2004, VON DER HAAR 2004, THOMAS 1984). Dieses Ziel wird verhandelt unter Titeln wie: „Die bespielbare Stadt“ (MEYER 2004) oder „Durchspielbarkeit der Stadt“ (VON DER HAAR, ebd.). Es besteht darin,

1. anzuerkennen, dass sich Kinder ihr Lebensumfeld unter anderem spielerisch aneignen, und insofern dieses gesamte Umfeld als „Spielplatz des Kindes“ anzusehen,
2. den urbanen „Spielplatz“ des Kindes *grundsätzlich* bespielbar zu machen, also dafür zu sorgen, dass Städte soweit als möglich auf eine Weise gestaltet werden, die es Kindern erlauben, anregungsreich, vielfältig und ohne Gefährdung auch außerhalb von eigens dafür ausgewiesenen und abgegrenzten Spielplätzen sowie in unmittelbarer Nähe ihres sozialen Nahraumes zu spielen und somit
3. Kinder wieder in die Erwachsenenwelt zu integrieren: „Also Kinder in der Nähe der Erwachsenen nicht nur zu dulden, sondern bereitwillig aufzunehmen.“ (FRITZ 1992, 117, vgl. auch THOMAS 1984, 630f).

Analog zum Elften Kinder- und Jugendbericht (BMFSFJ 2002), der von Familienpolitik als einer „Querschnittsaufgabe“ (ebd., 260) spricht, die alle politischen Bereiche (z.B. Arbeits-, Bildungs-, Finanz-, Gesundheits- und Infrastrukturpolitik) und alle gesellschaftliche Gruppen (neben den Regierungen auch z.B. die Wirtschaft, die Verwaltungen und die Bürger) angeht, gilt es im hier erörterten Zusammenhang also gleichsam „children mainstreaming“⁶ zu betreiben: bei allen Aufgaben und Ent-

⁶ In Anlehnung an den Begriff „gender mainstreaming“, der die Maxime meint, alle Strukturen und Prozesse sowie die Produkte, die Kommunikationskultur und die Steuerungsinstrumente innerhalb von Organisationen, Verwaltungen oder Firmen hinsichtlich ihrer geschlechtsspezifischen Implikate

scheidungen hinsichtlich der Stadtentwicklung die Bedürfnisse und Interessen von Kindern und Jugendlichen, hier also ihre Bedürfnisse nach freiem Spielen, zu berücksichtigen.

MEYER (o.D. (a)) zeigt, dass hierbei die grundsätzliche und nachhaltige Beteiligung von Kindern und Jugendlichen unverzichtbar ist, die – als „Experten“ ihrer Bedürfnisse und Erfahrungen hinsichtlich des Spielens – von Erwachsenen gehört und ernst genommen werden müssen.⁷ Dies erfordert bei den Erwachsenen einen Perspektivenwechsel und die Veränderung ihrer Grundhaltungen:

1. Erwachsene – hier vor allem solche, die Entscheidungspositionen innehaben – müssen dazu bereit werden *von Kindern* zu lernen und zu begreifen, welche Erfahrungen *Kinder* gemacht haben und was *ihnen* von Bedeutung ist und warum.
2. Die involvierten Fachexperten (Architekten, Planer,...) müssen ihr Geschäft als *Dienstleistung* verstehen: sie initiieren und begleiten Stadtentwicklung *mit und für* die Adressaten, sie schütten ihr Fachwissen nicht „von oben herab“ über die Köpfe der Betroffenen aus, sondern schmiegen es gleichsam „von unten“ so an die Adressaten an, dass konstruktive Kooperation, kritische Perspektivenerweiterung und kreative Aufgabenbewältigung mit Bezug auf die Adressatenperspektive möglich wird.
3. Es gilt, „Abschied zu nehmen von der Praxis der abgeschlossenen Planung“ (a.a.O.), d.h. Stadtentwicklung muss *als Prozess* verstanden und praktiziert werden, „in dem Bilanzierungen und die Entwicklung von Problemverwandlungen sich ständig ablösen.“ (ebd.).

Die Gestaltung des urbanen Lebensraumes muss also an den Maximen der Reintegration und Partizipation von Heranwachsenden ausgerichtet werden. Diese Leitlinien sollten ergänzt werden durch die Prinzipien der „Dezentralisierung“ und „Funktionsmischung“ (THOMAS a.a.O., 631ff). Anvisiert sind hierbei sowohl Räume innerhalb von Häusern als auch Räume außerhalb, draußen vor den Türen. Dezentralisierung richtet sich im Outdoor-Bereich gegen einzelne, größere Spielplätze für ein ganzes Stadtviertel und zielt auf die „Nutzbarmachung aller potentiellen Spielflächen – auch der Kleinstflächen“ (ebd., 634). Im Indoor-Bereich geht es um die Ab-

und Folgen von vorneherein und regelmäßig zu durchdenken und mit dem Zielhorizont der Gleichstellung von Frauen und Männern entsprechende Veränderungen in Gang zu bringen (vgl. z.B. BMFSFJ o.D.).

⁷ Dabei reicht nicht aus, was immer wieder gerne veranstaltet wird: Kinder ihren „Traumspielplatz“ oder ähnliches malen zu lassen. Denn Kinder reproduzieren dann meist das, was sie bereits kennen. Hilfreicher ist im Zusammenhang der Entwicklung von urbanen Spielräumen die Heranwachsenden über ihre Erfahrungen mit den Spielmöglichkeiten und -begrenzungen berichten zu lassen und daraus gemeinsam neue, kreative Lösungen zu entwickeln (vgl. ebd.).

schaffung des Kinderzimmers als einzigem Ort, in dem Kinder spielen dürfen, zugunsten von mehreren Spielbereichen (z.B. Spielecke in der Küche, Spielteppich im Wohnzimmer, Basteltisch im Werkraum im Keller,...). Damit einher geht die „Funktionsmischung“ dieser Räume, also die Auflösung monofunktionaler Nutzungsfestlegungen wie Parkplätze „nur“ um Autos abzustellen, Kaufhäuser „nur“ um darin einzukaufen, Schulhöfe zum Aufenthalt „nur“ während der Schulzeit, Rolltreppen „nur“ zur Fortbewegung vom einen Stock in den anderen. Es gilt also Räume in den Städten grundsätzlich so zu gestalten, dass sie immer auch von Kindern einigermaßen gefahrlos und in ihrem Sinne mit benutzt werden können – ohne diese Räume deshalb gleich in Kinderspielplätze umzugestalten.

Neben der Verbesserung der vorhandenen Spielplätze, neben Dezentralisierung und Funktionsmischung wird für die Spielraumentwicklung schließlich ein weiteres Prinzip wichtig, was auch für die Spielpädagogik allgemein gilt und was man provozierend als „Entpädagogisierung“ des kindlichen Spiels bezeichnen könnte (vgl. THIERSCH / SCHOCH 2002, 9): sich als Erwachsener zurückzunehmen, Freiräume im doppelten Wortsinne zu erhalten bzw. wieder neu zu schaffen und den Kindern für ihr Spiel zu überlassen. Industriebrachen, Grünflächen und -streifen, Parkplätze, Straßen, Wege, aber auch kleinräumige Nischen in Hauseingängen, Treppenhäusern, Hinterhöfen: alle Räume und Flächen, die ursprünglich nicht für das Spielen geschaffen wurden, von Heranwachsenden gleichwohl in ihrem Sinne angeeignet werden wie beispielsweise das alte Ziegeleigebäude durch die Vorstadtkrokodile. Solche Räume dürfen jetzt nicht sofort in falsch verstandener spielpädagogischer Absicht spielgerecht aufbereitet werden, sondern müssen „erwachsenenfrei“, offen und für Kinder und Jugendliche zugänglich gehalten werden als „ungeklärtes, uneindeutiges, ungeordnetes, nicht festgelegtes, rigider Zweckbestimmung zugeführtes Terrain. Nur in einem solchen Biotop kann sich Spiel entwickeln, weil nur davon ein ausreichend starker Reiz ausgeht, sich in der spielerischen Auseinandersetzung zu erfahren, zu klären und weiterzuentwickeln.“ (FRITZ 1993, 118f). Kinder und Jugendliche benötigen also für ihre Entwicklung auch Möglichkeiten „ohne pädagogische Anleitung und Betreuung Spielort und Spielpartner selbst zu wählen und mit ihnen eine eigene „Spielkultur“ zu entwickeln“ (FRITZ 1992, 116, Hervorhebung im Orig.).

In urbanen Räumen, die entlang der oben vorgestellten Maximen der „Reintegration und Partizipation von Heranwachsenden“, der „Dezentralisierung“ und „Funktionsmischung“, der „Entpädagogisierung“ und der „Schaffung von Freiräumen“ mit dem Ziel der „bespielbaren Stadt“ gestaltet wurden, können Kinder und Heranwachsende zu einem selbstbestimmten und -gesteuerten Spiel finden, das ihnen vielfältige, an ihren Interessen und Bedürfnissen orientierte und an ihrem jeweiligen

Entwicklungsstand anschlussfähige Erfahrungen ermöglicht – und eben auch, um auf das Thema des Kongresses zurück zu kommen: vielfältiges körperliches Bewegen.

Anstelle eines Schlusswortes: eine Spielidee

In 80 Minuten um die Welt

Material: Kletterausrüstung (Kletterseil, Klettergurt, Karabiner, Schlingen,...), Dosenstelzen, 1 Diele (2m lang).

Ziel dieses Spieles ist es, eine bestimmte Strecke entlang zu klettern, balancieren oder zu hangeln, z.B. über den Spielplatz oder um den Wohnblock, ohne dabei den Boden zu berühren. Auf dieser Strecke wird die Spielgruppe permanent mit neuen „Abgründen“ konfrontiert, zu deren Überwindung möglichst kreative, kooperative, aber auch sichere Lösungen erforderlich sind. Unterstützt werden die Spieler mit der „Überlebensausrüstung“, die bei unüberwindlichen Teilstrecken eingesetzt werden können, so daß keiner den Boden direkt mit den Füßen berührt, z.B. das Brett über eine Lücke legen oder einen „Pfadfinder“ mit den Dosenstelzen zur Erkundung des Geländes und als „Seilbrückenbauer“ vorausschicken.

Hinweis: die Kletterei sollte die Gruppe nicht überfordern und die Fallhöhe von 1,50m nicht übersteigen. Privatgrundstücke sind zu meiden. An problematischen Stellen darf einer als Hilfsperson den Boden betreten, um im Bedarfsfall Stürze abzumildern, muss dann aber danach die problematische Stelle auch noch regelgerecht meistern (mit einem andern als Hilfsperson).

Variante: Zwei Teams klettern dieselbe Strecke, aber in entgegengesetzter Richtung, so dass sie sich auf halbem Wege begegnen und aneinander vorbeikommen müssen (aus: RUSE 1996, 31).

Literatur

BÖHNISCH, Lothar: Sozialpädagogik des Kindes- und Jugendalters. Eine Einführung. 2. Aufl. Weinheim, München: Juventa 1993

BUNDESMINISTERIUM FÜR FAMILIE, SENIOREN, FRAUEN UND JUGEND (BMFSFJ): Definition Gender Mainstreaming [online]. Ohne Datum. <http://www.bmfsfj.de/gm/definition.html> (09.12.2004)

BUNDESMINISTERIUM FÜR FAMILIE, SENIOREN, FRAUEN UND JUGEND (BMFSFJ, Hrsg.): Elfter Kinder- und Jugendbericht. Bericht über die Lebenssituation junger Menschen und die Leistungen der Kinder- und Jugendhilfe in Deutschland. Berlin 2002

BUNDESMINISTERIUM FÜR JUGEND, FAMILIEN, FRAUEN UND GESUNDHEIT (BMJFFG, Hrsg.): Achter Jugendbericht. Bericht über Bestrebungen und Leistungen der Jugendhilfe. Bonn 1990

DEUTSCHES KINDERHILFSWERK: Newsletter: Spielraumberrat gegründet – Deutsche Kinderhilfswerk fordert mehr Beteiligung von Kindern und Jugendlichen an der Stadtplanung [online]. August 2004.

- <http://www.dkhw.de/aktiv/themen/spielraum/news/viewletter.php?opi=view&nid=11>
(05.12.2004)
- EINSIEDLER, Wolfgang: Das Spiel der Kinder – Zur Pädagogik und Psychologie des Kinderspiels. Bad Heilbrunn / Obb.: Klinkhardt 1991
- FLEMMING, Irene: Spielraum Innenstadt. In: Praxis Gruppe + Spiel 5 (1992) 3, S. 127-130
- FRITZ, Jürgen: Theorie und Pädagogik des Spiels. Eine praxisorientierte Einführung. 2., korr. Aufl. Weinheim, München: Juventa 1993 (= Grundlagentexte Soziale Berufe)
- FRITZ, Jürgen: Spielräume für Kinder – selbstbestimmte Räume zum Spielen. In: Praxis Gruppe + Spiel 5 (1992) 3, S. 116-118.
- VON DER GRÜN, Max: Vorstadtkrokodile. Eine Geschichte zum Aufpassen. München: Bertelsmann 1976
- VON DER HAAR, Regine: Arbeitskreis „Spielen in der Stadt“ [online]. Ohne Datum. http://www.galk.de/arbeitskreise/ak_spielen/frm_aksp.htm (05.12.2004)
- HEIMLICH, Ulrich: Einführung in die Spielpädagogik. Eine Orientierungshilfe für sozial-, schul- und behindertenpädagogische Handlungsfelder. Bad Heilbrunn: Klinkhardt 1993
- LAU, Silvia / NERGER, Heide / SCHREIBER, Bärbel: Spielorte für Kinder. Eine Praxisanleitung zur Gestaltung öffentlicher Räume. Mit einer Einführung von D. Dembczyk. Weinheim, Basel: Beltz 1997 (= Beltz praxis)
- MEYER, Bernhard: Spielräume in der Stadt. In: Handbuch der Spielpädagogik. Band 3: Das Spiel als Erfahrungsraum und Medium. Hrsg. v. K.J. Kreuzer. Düsseldorf: Schwan 1984. S. 591-606
- MEYER, Bernhard: SpielRaumRisiko. Stadtentwicklung mit Kindern. Griesheim: Bassenauer 1999
- MEYER, Bernhard: Thesen zur Stadtentwicklung mit Kindern [online]. Ohne Datum (a). http://web.efhd.de/meyer_texte_stadt_thesen.html (08.11.2004)
- MEYER, Bernhard: Veränderung ist machbar, Herr Nachbar. Nachhaltige Stadtentwicklung mit Kindern [online]. ohne Datum (b). http://web.efhd.de/meyer_texte_stadt_veraenderung.html (08.11.2004)
- RENNER, Michael: Spieltheorie und Spielpraxis. Eine Einführung für pädagogische Berufe. 2., korr. Aufl. Freiburg im Breisgau: Lambertus 1997
- RUSE, Dave: City Adventure. Erlebnispädagogische Aktivitäten (nicht nur) für kleine und große Städte(r). Münster: Ökotopia 1996
- SCHÄFER, Gerd E.: Spiel. In: Handbuch der Sozialarbeit/Sozialpädagogik. Hrsg. v. H.-U. Otto und H. Thiersch. 2., völlig neu überarb. und akt. Aufl. Neuwied, Kriftel: Luchterhand 2001, S. 1806-1812.
- SCHÄFER, Gerd E.: Spiel, Spielraum und Verständigung. Untersuchungen zur Entwicklung von Spiel und Phantasie im Kindes- und Jugendalter. Weinheim, München: Juventa 1986
- SCHÄFER, Gerd E.: Spielphantasie und Spielumwelt. Spielen, Bilden und Gestalten als Prozess zwischen innen und außen. Weinheim, München: Juventa 1989
- THIERSCH, Hans: Lebensweltorientierte Soziale Arbeit. Aufgaben der Praxis im sozialen Wandel. Weinheim, München: Juventa 1992
- THIERSCH, Hans / SCHOCH, Bernhard: Abenteuer als Medium und Prinzip der Erlebnispädagogik. In: e&l. erleben und lernen. Internationale Zeitschrift für handlungsorientiertes Lernen. 10 (2002) 3&4, S. 8-12
- THOMAS, Inge: Reintegration der Spielräume von Kindern in die Erwachsenenwelt. In: Handbuch der Spielpädagogik. Band 3: Das Spiel als Erfahrungsraum und Medium. Hrsg. v. K.J. Kreuzer. Düsseldorf: Schwan 1984. S. 623-638
- ZACHARIAS, Wolfgang: Erlebnisraum Stadt – urbane Netzwerke für spiel und Kultur. In: Erlebnispädagogik in der Stadt. Dokumentation einer Fachtagung am 26.11.1992. Hrsg. v. Aktion Jugendschutz, Landesarbeitsstelle Bayern e.V. München 1992

Artikel erschienen in: Kinder in Bewegung. BewegGründe für Kinder. Dokumentation des Fachkongresses in Schwäbisch Gmünd am 22. und 23. April 2005, hrsg. v. A. Horn, Schwäbisch Gmünd: Pädagogische Hochschule 2005 (= Gmünder Hochschulreihe, Band 24), S. 31-40.